



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

250 Jahre Pfarrkirche St. Notburga

13.-23. September 1988

Digitales Archiv

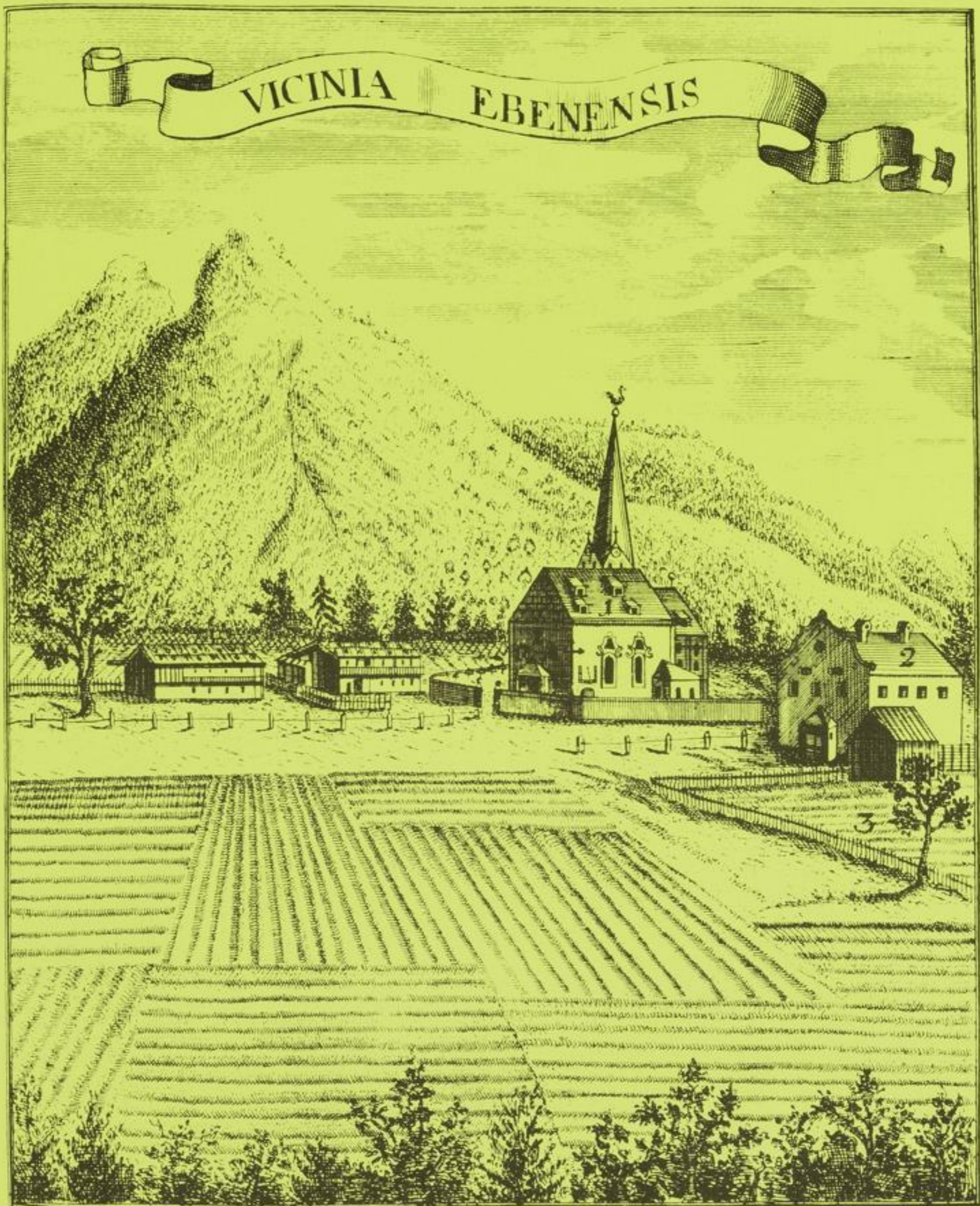
Shelf Mark: 1.3.1.52.34

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-33631](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-33631)

AT-DAI 1.3.1.52.24



250 Jahre Pfarrkirche St. Notburga

Festansprachen

13. - 23. September 1988



Mit einem herzlichsten Danke!

Erwin Krosch

250 Jahre Pfarrkirche St. Notburga

Festansprachen

13. - 23. September 1988

Bischof Dr. Reinhold Stecher,
Die Kirche soll in euren Herzen stehen
Zur Altarweihe am 13.9.1988

Dekan Peter Mayr,
Die Hoffnung der Menschen,
daß Gott ein Zeichen setzt
Söllerpredigt am 18.9.1988

Hofrat Dr. Erich Egg,
Die Geschichte eines Dorfes
Festvortrag bei der Akademie am 23.9.1988

Alle Rechte bei den Autoren.
Als Manuskript gedruckt
von der Pfarre St. Notburga
in Eben am Achensee.

Oktober 1988



**Predigt von Bischof Dr. Reinhold Stecher
zum Patrozinium mit Altarweihe am 13.9.1988**

Liebe Pfarrgemeinde von Eben!

Es ist heute wirklich ein festlicher Anlaß für diesen Gottesdienst:
Eure Kirche feiert ein Viertel Jahrtausend und wir feiern auch die Heilige
Notburga und es wird ein neuer Altar geweiht!
Da ist es schon der Mühe wert, ein wenig inne zu halten.
Ich brauche euch nicht zu sagen, daß eure Kirche eine Kostbarkeit ist! Ihr
geht jetzt das große und sicher nicht leichte Werk der Renovierung an und
wenn sie abgeschlossen ist, wird diese Kirche ein steinernes Juwel sein.

Ich brauche euch nicht zu sagen, daß die Wallfahrt zur Hl. Notburga und
ihre Verehrung weit über die Grenzen reicht.
Es gibt in der Kirche nicht viele heilige Bauernmägde und so ist die Hl. Not-
burga die Heilige der kleinen Leute. Aber es ist doch so, daß man sehr oft
die Kostbarkeit vor der Haustür nicht so sehr schätzt, weil sie alltäglich ist.

1. Dieses wunderschöne Gotteshaus ist eingefügt in die Landschaft, in Wald
und Wiese, See und Berg.

Ich muß an dieser Stelle auf eine andere Umgebung, auf eine innere Um-
gebung hinweisen, auf eine Landschaft des Geistes und des Herzens, die
eine solche Pfarrkirche braucht. Sie muß die Mitte von Menschen sein;
sie muß die Mitte einer Gemeinde sein, einer lebendigen Pfarrgemeinde.
Bei aller Schönheit - was wäre eine Kirche ohne Beter, ohne Anbeter,
ohne Mitarbeiter, ohne Gottesdienstbesucher am Sonntag, ohne Beicht-
kinder, ohne Kommunionempfänger... Was ist eine Pfarrkirche heute
ohne Pfarrgemeinderat, ohne Pfarrkirchenrat, ohne Verantwortungsträ-
ger, ohne Vorbeter, ohne Jugend, ohne Kinder, ohne Ministranten, ohne
Wohltätigkeit, ohne Hilfe an die dritte Welt, was ist sie dann? Dann ist sie
im Nu ein Museum, ein Denkmal der Vergangenheit, aber nicht mehr das
Zeugnis einer lebendigen Gegenwart Gottes und das will sie doch sein!

Ich bin heuer einmal in Frankreich gewesen und habe dort in einem ganz
gewöhnlichen, einfachen Dorf gewohnt, in einer ganz einfachen, in ge-
wisser Hinsicht ärmlichen Gegend und es war schon ein wenig erschüt-
ternd, das sterbende Dorf, die sterbende Pfarrgemeinde kennenzulernen.
Am Sonntag, wenn es gut geht, waren 20 Leute in der Kirche; die Kirche
in verfallenem Zustand, der Wind pfeift durch die zerbrochenen Scheiben,
an den Säulen meterhoh Moos, am Platz vor der Kirche Brennessel.
Warum ist das so? Das ist so, wenn der Glaube gestorben ist; dann ist es
eigentlich verständlich, daß es früher oder später so sein wird.
Ich habe dort Gott gedankt für die lebendigen Dörfer und Pfarrgemeinden
in Tirol, daß unsere Kirchen noch Leben haben und ich bitte euch in die-
ser Stunde, daß ihr euch auf dieses Leben besinnt.

Wir können bei uns für Vieles danken; natürlich auch, daß unsere Dörfer wirtschaftlich blühen, daß es den Fremdenverkehr gibt und Verdienstmöglichkeiten und daß wir keine Armut haben.

Es steht in der Hl Schrift, im Buch Deuteronomium, der Satz: "Wenn ihr euch schöne Häuser gebaut habt und wenn ihr reicher geworden seid, dann sollt ihr auf den Herrn, euren Gott, nicht vergessen!"

Wenn ich hier den Altar heute weihe, ist er ein Erinnerungszeichen, daß ihr den Herrn, euren Gott, nicht vergeßt! Es geht viel verloren, wenn diese religiöse Mitte einer Gemeinde verloren ginge. Bewahrt euch das lebendige Miteinander, seid eine Kirche der lebendigen Steine, entfaltet ein religiöses Leben, daß es bei euch eine lebendige Kirche gibt, nicht nur Fassade, nicht nur Show, sondern eine lebendige Kirche!

2. Damit komme ich zur unsichtbaren, inneren Schönheit eurer Ebener Pfarrkirche und Wallfahrtskirche.

Die innere Schönheit, das ist der gegenwärtige Herr.

Denkt ihr daran, wenn ihr an der Kirche vorbeigeht? Oder ihr Hauptschüler, wenn ihr in der Früh mit dem Bus hinunterfahrt oder wenn man mit dem Auto zur Arbeit fährt, wenn euer Blick auf den schönen Kirchturm fällt? Oder wenn der Klang der Glocken über die Wiesen und Wälder hinaufschwingt in die Höhen, denkt ihr da daran, daß ER, Christus, da ist, bei uns und daß er in jeder Hl. Messe auf diesem Altar in unsere Mitte tritt. Er ist das Zentrum der Schönheit eurer Kirche.

Eure Vorfahren hätten nie soviel Geld und soviel Kunstsinn aufgewendet, wenn sie nicht gewußt hätten, es ist für IHN.

Und auch heute möchte ich sagen, wenn ihr aufgerufen seid bei der Renovierung mitzutun, es ist für IHN. Das Bewußtsein, das ist ein Gotteshaus, ist maßgebend für die Schönheit und Prachtentfaltung der katholischen Kirchen im allgemeinen und ganz besonders auch in unserem Land Tirol, wo wir eine derartige Fülle wunderbarer Dorfkirchen haben, wie kaum in einem Land der Erde.

Wenn die Kirche nichts anderes wäre als ein Versammlungsraum oder auch Gebetsraum, dann könnte man eine Mehrzweckhalle bauen.

Die Kirche ist ein Gotteshaus, sie ist nicht ein Zweckbau, sie ist eine Königshalle, ein Schrein für das Geheimnis der Geheimnisse, Jesus Christus in der Hl. Eucharistie. Das ist auch der innerste Grund für die Schönheit der Kirche von Eben.

Sie ist also viel mehr als ein nettes Fotomotiv. Sie ist die Mitte der Gemeinde, Wallfahrtsort, Zeugnis des Glaubens, Wohnstatt des ewigen Wortes.

Liebe Pfarrgemeinde von Eben, so soll die Kirche in euren Herzen stehen und darum bitte ich euch, daß ihr die Renovierung der Kirche in diesem Geist angeht. Dafür habt ihr gearbeitet, dafür ist der neue Altar da, den ich jetzt weihen darf und der euch immer daran erinnern soll, daß Jesus Christus die Mitte unseres Lebens ist.

Amen.

Söllerpredigt von Dekan Cons. Peter Mayr am Notburgasonntag, 18.9.1988

Schwestern und Brüder, liebe Freunde der Hl. Notburga!

Vor den Toren der Kleinstadt hat sich ein Zirkus niedergelassen, und in diesem Zirkus war auch ein Clown, der sich sehr schwer tat mit seinem Leben. Depressionen und Grübeln befielen ihn immer wieder und Traurigkeit. Er hatte gehört, in der Stadt, da sei ein berühmter Psychiater. Er hat sich gedacht: "Gott sei Dank! Vielleicht ist das der Mann, der mir helfen kann." Er hat sich bei ihm gemeldet, hat einen Termin bekommen, und dann sitzt er im Wartezimmer, den Mantel und den Hut hat er aufgehängt, und endlich kommt er dran. Er sitzt dem berühmten Psychiater gegenüber und erzählt ihm von all seinem Grübeln, seinen Ängsten, von seiner tiefen Depression, daß er am liebsten sterben möchte.

Der Psychiater hat ihm lange zugehört, und dann sagt er: "Guter Mann, da müssen wir uns öfter zusammensetzen. Aber wissen Sie was: Damit Sie wenigstens für kurze Zeit einmal fröhlich werden und Optimismus atmen und Lebensfreude spüren; - draußen vor den Toren der Stadt ist ein Zirkus angekommen, und ich war gestern abend dort. Da ist ein Clown in dem Zirkus, das sag ich Ihnen, der spürt soviel Lebensfreude, soviel Optimismus, soviel Hoffnung aus! Gehn Sie dort hin, damit Sie wenigstens für kurze Zeit sich wieder freuen, ein wenig wieder Atem und Hoffnung schöpfen können."

Der Mann nahm den Mantel und den Hut und ging trauriger davon als er gekommen war. Der Clown - das war er selber.

Der Clown - ist er nicht so wie du und ich? Nach außen hin oft lachend, innerlich traurig; nach außen hin selbstsicher, innerlich unsicher; nach außen hart, innen weich; nach außen Hoffnung ausstrahlend, innerlich verzweifelt; nach außen wegweisend, innerlich selber den Weg nicht wissend. Haben wir nicht alle Angst, fallengelassen zu werden, nicht geliebt zu sein? Haben wir nicht alle Angst vor Begegnungen? Mit Herzklopfen gehen wir hin, wo wir kritisiert oder abgelehnt werden könnten. Verstecken wir nicht alle irgendwo die Schwermut, die Traurigkeit hinter die Tünche und hinter der Schminke eines "Strahler-80-Lächelns"?

Und wenn uns jemand fragt, wie es uns geht, dann sagen wir doch alle: Gut! Denn kaum einer von uns traut sich zu sagen, was ihn wirklich bewegt, wenn es ihn wirklich betroffen macht, wenn er wirklich traurig ist, wenn er wirklich vor Scherben steht. Und wir alle spüren, je mehr wir uns auf uns selber verlassen wollen, je mehr wir um uns selber kreisen, umso ängstlicher werden wir. Und je stärker wir uns auf Strukturen verlassen und auf Sicherheiten - umso mehr zerbrechlich bleiben wir letztlich. Und in solchen Lebenssituationen, und mir geht es nicht anders als wahrscheinlich vielen von euch, hören wir den Ruf, die Sehnsucht nach Gott, die uralte Sehnsucht: Wo ist Gott in meinem Leben? Wo ist er geblieben? Und diese Sehnsucht nach

Gott, fordert sie uns nicht auf, den Schutt wegzuräumen, die Ausreden und Entschuldigungen zu entlarven? Hört ihr nicht die Sehnsucht nach dem uralten, ewigen und gütigen Gott? Die Sehnsucht nach einem Gott, wie sie der Psalmist gehabt hat, der herausruft: Mein Gott, ich suche Dich, ich sehne mich nach Dir! Du bist meine Zuflucht, mein Fels, meine Burg, mein fester Halt!

Die Sehnsucht eines Abraham in sternklarer Nacht, der vertraute Zwiegesprache hält mit Gott. Der Ruf, der Schrei nach Gott in den zerbrochenen Stunden des Lebens, wie sie ein Elias in der Wüste erlebt hat: Ich gebe auf, ich kann nicht mehr, mein Gott, ich bin nicht besser als meine Vorgänger!

Der Schrei nach Gott in tiefer Schuld, in grauer Morgendämmerung, wie sie ein König David ausschrie und der Klageruf nach Gott im Leid des Hiob, der die Frage stellt: Warum und warum und warum, o Gott ?! Der gequälte Ruf eines Jesus von Nazareth am Kreuz: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!? Und der Lobgesang eines Franz von Assisi über dem Werke der Schöpfung im Angesicht seines Sterbens.

Und vor allem da heroben in Eben das Vertrauen der Hl. Notburga, die ihre Sichel in die Luft wirft, in der Hoffnung, daß Gott ein Zeichen setzt, daß er zu ihr steht und ihr vertraut.

Graben wir sie aus, diese Sehnsucht nach Gott, graben wir sie aus! Und von uns allen, nicht nur von Priestern und Ordensberufen, ist heute gefordert, das Adsum zu sprechen: Herrgott, ich bin bereit! Jeder von uns muß heute das Adsum sprechen in unserer Welt: Herrgott, jawohl, ich bin bereit!

Und daß Menschen, die gottverbunden leben, die sich auf ihn einlassen, erfahren: Es ist ein Gott, der nicht als Weltbaumeister sich zur Seite schieben läßt, es ist ein Gott, der nicht nur etwas Höheres sein will zur Beruhigung der Seele, sondern ein Gott, der unruhig macht, der einfordert und herausfordert. Der herausfordert zu neuer Geschwisterlichkeit in unserer oft kälter- und kälterwerdenden Welt, der unsere Grundsätze durchkreuzt, die da lauten: "Ich muß mich selber verwirklichen, das ist das Entscheidende. Jeder hat sein Leben und ist dafür verantwortlich. Wer sich allzu sehr engagiert, hat nur Ärger und Schwierigkeiten. Die haben sich die Suppe gefälligst selber eingebrockt, die sollen sie sich ruhig wieder auslöffeln. Wo käme man denn hin, wenn man allen helfen wollte?"

Wißt Ihr, wie bequem und wie einfach wir es uns gemacht haben mit der Geschwisterlichkeit? Wie die "Familienschließfächer" sich immer mehr schließen, Egoismus zu zweit und zu dritt, wie wir zufrieden sind, wenn es um uns herum, im kleinen Kreis, halbwegs geht.

Gott fordert heraus zu neuer Geschwisterlichkeit, und er läßt uns nicht in Ruhe mit ein bißchen Tünche und Schminke.

Ich habe selber vor kurzem erlebt, wie man innerlich bequem sich verpackt und bequem sich eingerichtet hat. - Es war schon spät am Abend. Ich bin müde vor einem Nachtfilm gesessen - plötzlich ein Telefonanruf. Am anderen Ende der Leitung war eine junge Frau. Ich habe sie vor Jahren einmal im Kolpinghaus in Innsbruck in Untermiete gehabt. Sie weint, und sie sagt, sie sei delogiert worden. Als sie heute in die Wohnung wollte,... alles neue Türschlösser. Ihre zwei Buben hat sie in einem Heim untergebracht, und sie

selber, sie hat keine Unterkunft. Sie kann nur im Bahnhof die Nacht verbringen. Draußen ist es regnerisch und kalt. Und ich hab mir gedacht: "Heute, ja, wo heute übernachten? Ich wäre bereit, ihr Geld zu geben, - aber sie ins Haus lassen? Vielleicht ist sie kompliziert? Nächtelange Gespräche, - ich müßte mich einlassen mit Haut und Haaren! Ich habe Wichtigeres zu tun. Sie ist nicht von Jenbach; es gibt doch Behörden und Institutionen... Etwas werde ich sicher tun..." - Nur die Not nicht zu nahe heranlassen! Gehts uns nicht oft ganz ähnlich? Und ich erzähl das Beispiel deshalb von mir selber, weil ich mich dabei ertappt habe, wie schwer wir uns tun, Not und Elend der Menschen hautnah an uns herankommen zu lassen. Es fehlt uns das Herz, die eitrigen Wunden zu verbinden, und es hindert uns die Bequemlichkeit, Öl und Wein herzugeben, um zu heilen. Es hindert uns der Geiz, die Rechnung zu bezahlen, wie es der Samariter getan hat. Und doch: Menschen, die sich auf Gott einlassen, sind gefordert zu neuer Geschwisterlichkeit, zu neuer Wärme und Verantwortung auch ohne den Garantieschein des Dankes und des Gelingens.

Die Hl. Notburga hat auf der Rottenburg demonstriert, daß nicht der sichere Arbeitsplatz und das sichere Einkommen, nicht der Schutz gräflichen Hauses alles ist. Als man die Gaben, statt den Armen zu geben, in den Sautrog warf, hat sie es riskiert, die sichere Position aufzugeben, um heroben in Eben mehr Herz, mehr Zeit, mehr Güte und Milde für die zu haben, die im Schatten des Lebens stehen.

Und das Dritte, was Gott uns heute auffordert zu tun, ist politisches Handeln. Nicht parteipolitisches! Sondern politisch im Sinne: Wir Christen sind verantwortlich für das Klima in dieser Schöpfung Gottes unter den Menschen. Es ist nicht der Taifun einer dörferfressenden Diktatur, es ist nicht der Wahn eines menschenmordenden Krieges, - es sind unmerkliche Klima-Veränderungen, die das Leben der Menschen kälter und kälter werden lassen, die die Lebenschancen den Mitmenschen zum Teil nehmen, die Ghettos bilden, und Viertel und Drittel von Menschen schafft, über die man nicht reden will, die man diskriminiert.

Es ist die Zerstörung der Schöpfung, es sind die Bindungsscheu und die Bindungslosigkeit in unserer Zeit, es ist der gepflegte Egoismus, das "Familienschließfach" im kleinen Kreis, abgeschlossene Türen und abgeschlossene Herzen und aufgedrehter Fernseher. Es ist die Diskriminierung der Unbehausten, der Süchtigen, der Abhängigen, der Infizierten, es ist das neue Drittel derer, für die es Abstellplätze und Ghettos gibt, die öffentlich finanziert werden, aber wo wir auch uns manchmal sagen: "Wir wollen nicht gestört werden!"

Es ist das rücksichtslose Morden des guten Rufes und der Ehre zugunsten so mancher Sensationslust. Und doch - es sind alles Menschen. Wir sind Kinder Gottes! Da gilt es für ein Klima zu kämpfen, in dem nicht Leistung und nicht Schuld die Maßstäbe sind, sondern der Mensch, wie ihn in aller Erbärmlichkeit, aber auch in all seiner Größe und Begrenztheit Gott sieht und liebt.

Die Hl. Notburga hat damals weder in den Medien noch in den Zeitungen Wellen geschlagen, und doch hat ihr Leben große Wellen geschlagen bis in unsere Zeit. Und sie ist ein Beispiel dafür, wie der gute Geist eines Menschen, wie die Seele eines Menschen, Wellen schlägt - unscheinbar im kleinen und dann im größeren Kreis; und wie diese guten Wellen ansteckend sind und Mensch um Mensch erfassen wie einen herrlichen geistigen Brand; eine Welt, in der Stimmung gemacht wird, daß Gottes Geist noch unter uns lebt und daß Gott in uns wirkt.

Gebe uns Gott, daß wir bereit sind, so, wie es die Hl. Notburga getan hat, das Angesicht der Erde zu erneuern.

Amen.



Hofrat Dr. Erich Egg

Die Geschichte eines Dorfes

Festvortrag bei der Akademie am 23.9.1988

Sehr geehrte Gäste - es sind so viele, daß man eher sagen müßte: Volk von Eben!

Das Achenental verdankt seine Bekanntheit schon seit frühester Zeit dem See. Der Gletscher, der hier ein Loch ausgebohrt hat, das dann mit Wasser gefüllt wurde, hat dem Tal natürlich mehr Interesse gegeben, als wenn der See nicht da wäre. Wie würde das Tal aussehen ohne den See und mit dem steilen Aufstieg hier herauf. So haben sich hier in der Gegend von Eben schon früh Leute angesiedelt. Die ältesten Achenentaler - ihre Namen sind ja in der Inschrift drinnen in Steinberg verewigt, aus der Zeit der Römer um 400 v. Chr. Geburt, wir wissen nur nicht waren es Männer oder Frauen: Ein(e) Etumi und ein(e) Ritali und ein(e) Usipe - man könnte fast denken, daß es Frauen waren. Es gab auch eine Gottheit, die hat Kastri geheißt.

Schon lange bevor die Römer gekommen sind, wurde die ganze Gegend hier als Weideland und als Alm benützt. Die Namen wie Lalider, Falzthurn Plums, Schleins, sind ja viel älter als der Ort von Eben und keiner weiß, was sie heißen. Aber die Leute waren hier schon heroben auf den Almen und haben ungefähr die gleiche Landwirtschaft betrieben, allerdings weniger intensiv wie heute.

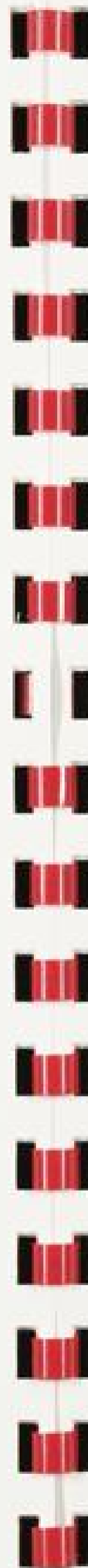
Von den Römern weiß man nichts, vielleicht haben sie gefischt. Viel mehr haben die Römer nicht getan, denn sie haben das Land Tirol ja nur als Durchgangsland benützt, hinaus an die Donau.

Dann sind die Bayern gekommen, die Fußkranken der Völkerwanderung. Sie sind die einzigen, die nicht weit gezogen sind: von Böhmen bis Oberösterreich, von Oberösterreich bis Bayern und dann noch nach Tirol bis hinunter nach Salurn. Also um 600 n. Chr. waren hier die Bayern. Allerdings, die Einheimischen hat es auch noch gegeben: sie haben sich mit den Bayern vermischt. Die Bayern hat man geholt, weil weiter im Süden die Slawen versucht haben, über das Pustertal hereinzukommen. (Da hätten wir heute die gleichen Scherereien wie die Kärntner.) Nun, in dieser Zeit sind die deutschsprachigen Ortsnamen Eben, Maurach, Pertisau, Buchau entstanden. Das ganze Gebiet hat zu einer Grafschaft im mittleren Inntal vom Zillertal bis zum Sellraintal gehört. Es gab hier nun Edelfreie, das waren Ministeriale: eigentlich Leibeigene, die keine Bauern waren, sondern die bei den hohen Herren Dienst gemacht haben und dann gab es auch die leibeigenen Bauern. Zu diesen Edelfreien haben die Herren von Schlitters gehört. Es ist keine Burg mehr da von Schlitters. Wie die Herren von Schlitters gesehen haben, daß ihr Geschlecht ausstirbt, haben sie das Achenental dem Kloster Georgenberg, dem heutigen Fiecht, um 1120 vermacht: in der Urkunde heißt es: den Ort und den See Achen, genannt Emmaus, vom Pankratzbach nach Norden. Nun ist die Frage, ob das schon die erste

Nennung von Eben - Emmaus ist, oder ist es das biblische Emmaus. Das ist auch nicht abzulehnen, denn die Klöster haben sehr gerne Gebiete, die sie gerodet und neu besiedelt haben, nach biblischen Namen genannt. Die Jachenau in Bayern z.B. hat damals Nazaret geheißen. Also es könnte schon sein, daß das nördliche Achenental wirklich nach dem biblischen Emmaus benannt wurde, es könnte aber auch die erste Nennung von Eben sein. Die Herren von Schlitters haben aber hier in Eben selber nicht viel Besitz gehabt, faktisch vom Pankratzberg nach Norden, dem heutigen Achenkirch. Und diese Stiftung werden sie gemacht haben in Anbetracht der vielen Sünden, die sie wahrscheinlich vorher als große Herren begangen haben. Ihre Nachfolger waren die Ministerialuntertanen, die Herren von Rottenburg, die sich dann schnell, wie alle diese Ministerialen, hinaufgearbeitet haben. In Eben waren dann vor allem die Rottenburger diejenigen, die sehr viel Besitz gehabt haben. Die Bauern allerdings waren hier Leibeigene, das heißt, sie konnten versetzt werden vom Hof, auch ihre Kinder konnten auf einen anderen Hof kommen usw. Sie waren nicht gerade Sklaven, aber weit davon war es nicht. Diese Leibeigenschaft war hier etwas milder, denn hier heroben waren nur Schwaighöfe, keine großen Bauernhöfe, sondern nur Viehzuchthöfe. Die Höhenlage hat ja einen Getreidebau nicht sehr empfehlenswert sein lassen. Diesen Schwaighöfen ist es etwas besser gegangen: erstens hat der Grundbesitzer ihnen fünf "Eisen Kühe" gegeben, die zum eisernen Bestand gehörten, wie man sagt. Was die Bauern darüber hinaus noch an Vieh erzügel haben, das hat ihnen gehört. Nur diese fünf Kühe, die durften unter gar keinen Umständen verschwinden. Das andere Vieh waren häufig die Schleifkühe, weil die Bauern meist mehr Kühe über den Winter durchfüttern wollten, als eigentlich Futter vorhanden war, und weil so im Frühjahr die Kühe nicht mehr im Stande waren selber auf die Weide zu gehen, wurden sie mit Hilfe eines Schlittens hinausgeschliffen. Darum die Bezeichnung Schleifkühe. Die Abgaben dieser Bauern waren aber auch nicht sehr groß. Sie haben z. B. 300 Käse im Jahr abgeliefert. Aber man darf etwa nicht denken Emmentaler, sondern Magerkäse a 1/2 kg! Daneben 1 - 2 Schafe und wenn sie etwas mehr Viehbestand gehabt haben, dann alle zwei Jahre ein Rind.

Das war also die nicht allzu große Grundbelastung. Der Grund und Boden selbst hat dem Herrn gehört: entweder den Herren von Rottenburg, dem Kloster Georgenberg oder irgendjemand anderem.

Das zweite war, daß sie für diese Herren auch noch etwas tun mußten. Z. B. bei sehr viel Besitz der Georgenberger mußten die Bauern Brennholz machen im Kloster oben und mußten vor Ostern hinauf zum Kloster gehen, Käse zu reiben. Warum? Zu Ostern gab es die Osterfladen, eine Art Osterbrot, ein Maisbrot, das man sonst übers Jahr nicht am Tisch gesehen hat. So mußten die Bauern, auch die von Eben, die den Georgenbergern untertan waren, Käse reiben gehen. Allerdings, dieses Osterbrot haben nicht nur die Mönche in Georgenberg bekommen, sondern alle Untertanen, auch alle Bauern, die dem Kloster untertan waren, bekamen dieses Osterbrot geschenkt. Die Grundherren waren: das Kloster Georgenberg mit 26 Höfen in Eben samt Pertisau, die Rottenburger hatten 13 Höfe, die Kirche in Eben 15 Höfe (es hat kaum eine Kirche im Lande gegeben, die soviel Besitz im eigenen Ort



hatte, was natürlich im Hinblick auf die Hl. Notburga war. Weitere neun Adelige haben Höfe gehabt und dann gabs noch drei Freie, aber die Freien waren Kleinhäusler. Es gab aber auch schon eine Gemeinschaft, die Schranne, die Vorläuferin des Dorfes.

Da ist noch Wiesing und Jenbach. Jenbach war überhaupt nichts; es hatte nicht einmal einen Dorfmeister. Jenbach ist erst durch den Bergbau und die Schmelze groß geworden. Wiesing war eine Schranne. Doch der Sitz "der Verwaltung" war heroben in Eben. So mußten die Wiesinger zu den Gerichtsverhandlungen und zu allen anderen Verhandlungen herauf. Bemerkenswert war die Vereinbarung, daß im Kriegsfall die Leute von Wiesing und Eben Zuflucht nehmen können im Falzthurntal. Und umgekehrt, wenn Lawinenfälle waren, durften die Leute von Eben Zuflucht nehmen in Wiesing. Es war also schon eine gegenseitige Nachbarschaftshilfe.

Neben den Abgaben an den Grundbesitzer mußten die Bauern den Zehent an die Kirche abgeben. Der Zehent der Kirche heißt 1/10; aber nur ein Zehntel vom Getreide, von der Getreideproduktion. Infolgedessen hat man hier in Eben davon nicht viel gespürt, weil die Getreideproduktion nicht groß war. Die Kirche hat sich natürlich auch durch den Besitz der Höfe versorgen müssen. Es gab damals ja keine Kirchensteuer oder etwas ähnliches, die Kirche mußte sich selber erhalten. Die Kirche war zuerst ganz merkwürdigerweise dem Hl. Rupertus geweiht, obwohl Eben nicht zum Salzburger Erzbistum gehörte, sondern immer nach Brixen. Es ist eine merkwürdige Sache, gerade hier an der Bistums-Grenze, da waren die Salzburger stur und die Brixener auch. (In Münster an der äußersten Grenze gegen Salzburg war eine Ingenuinskirche - weil der Ingenuin der Kirchenpatron von Brixen war.) Wie der Rupertus hierher gekommen ist, weiß keiner, er hat aber nicht ewig sein Hauptpatronat behauptet; über die Hl. Notburga ist er eigentlich mehr ein Nebenpatron geworden. Die Kirche hat also auch Abgaben verlangt.

Die dritten Abgaben hat der Landesfürst verlangt. Heute tut der Staat alles gemeinsam - außer der Kirchensteuer. Der Landesfürst hat als Abgabe eine Steuer und dann eine sogenannte Fron, das heißt Mithilfe beim Straßenbau und ähnlichen Unternehmungen verlangt. Wir wissen jetzt, daß diese Gemeinde 1263 urkundlich erwähnt worden ist, aber das sagt nichts, zufällig in einer Urkunde zu stehen; die Gemeinde ist wesentlich älter. 1312 waren 62 Häuser aber zusammen mit Wiesing und Jenbach. 1427 hat es 28 Bauernhäuser gegeben. In Achenkirch 61. Von damals kennen wir die ersten wirklichen Leute von Eben, Ulrich von Eben, Schiestl (ein Name, der ja hier nicht unbekannt ist), Walch, Leirer und Ortner in der Lackn, was also auf irgendein Sumpfgebiet hinweist.

Unter den weltlichen Grundherren waren die Rottenburger die wichtigsten, denn sie waren die Gerichtsherren: das Landgericht Rottenburg, von dem das heutige Rotholz übrig ist, die Rottenburg selbst war ein wenig darüber. Zum Landgericht Rottenburg hat Buch und die tirolischen Teile des Zillertales wie Straß, Schlitters, Ried, Uderns und Stumm gehört. Auf der linken Seite des Inntales Jenbach, Münster, Wiesing, Eben und Achenkirch.

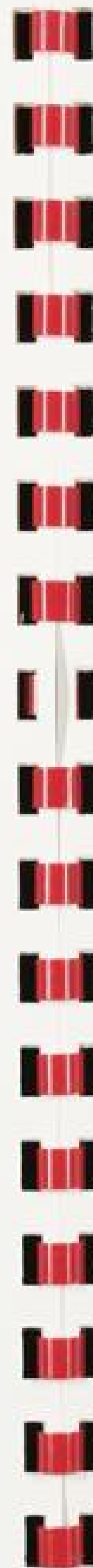
Die Rottenburger waren also auch die Vertreter der weltlichen Macht, nicht nur Besitzer vieler Höfe. Diese Rottenburger hängen nun mit der Notburga zusammen. So die Legende! Aber zwischen der Legende und der Wirklichkeit gibt es doch enge Zusammenhänge. Ob Notburga nun genau im Jahr 1205 in Rattenberg geboren wurde, das ist nicht von Bedeutung. Eines allerdings ist sicher, sie stammte aus dieser Gegend und sie war auf der Rottenburg nicht eine einfache Dienstmagd, sondern Chefin des Haushaltes, des Küchenhaushaltes usw. nicht nur so eine Dienstmagd. Damals war es üblich, den Armen alles zu geben, was beim Essen übrig war. Nun gab es einmal eine Hausfrau auf Rottenburg, die Gemahlin eines Rottenburgers, die das nicht wollte. Da kommt dann die Geschichte mit dem Hobelspäne-Wunder. Dann ist sie dort weggegangen, das beweist ja schon, daß sie nicht irgendein Unterläufel war; sie ist freiwillig gegangen. Die Rottenburgerin ist dann angeblich eines elendigen Todes gestorben und hat als Schwein im Schweinestall herumgegeistert bis man sie erlöst hat. Notburga hat einen neuen Posten gesucht in Eben bei einem Bauern. Sie war hier Dienstmagd und hier ist die Geschichte mit dem Feierabend passiert. Notburga wollte den Feierabend einhalten und hat die Sichel in die Luft gehängt. Wie immer das war, die Tatsache, daß sie sich für das Recht derjenigen eingesetzt hat, die ja an letzter Stelle waren, die Arbeitnehmer, ist etwas, was lange Zeit, auch in die heutige Zeit herauf, ihre Verehrung sichergestellt hat. Später, nachdem der Rottenburger wieder geheiratet hat, ging sie wieder zurück auf die Rottenburg in die Stellung einer, die das ganze Küchen- und Haushaltswesen leitet.

Dort ist sie auch gestorben und sie wollte in Eben begraben sein. Die Geschichte, daß man den Leichnam auf einen Ochsenwagen getan hat, die Ochsen ohne Begleitung einfach losgeschickt hat, die irgendwo den Inn überquert haben, dann hierheraufgekommen und dann irgendwo stehen geblieben sind, das kann man als Legende bezeichnen. Aber sie ist hier begraben worden. Sie hat also enge Beziehungen zu Eben gehabt. Ob es genau das Jahr 1313 war, das ist nicht belegt; aber es war um diese Zeit, sicher nicht lange nach 1300. Es ist nicht so, wie man manchmal hört, es sei hier ein großer Grundbesitzer gewesen im 8. oder 9. Jahrhundert und der hätte da die Eigenkirche gebaut für sich und seine Bauern und das Skelett, das man da gefunden habe, sei ein männliches. Das sind alles keine bewiesenen Behauptungen. Die Kirche ist sicher keine Eigenkirche aus dem 8. Jhd. - da hat es auch keinen Hl. Rupertus als Patron gegeben, sondern die Kirche war eine Filialkirche der alten Pfarre Münster, vielleicht so um 1100-1150 entstanden. Die Notburga ist eine Heilige - vom Volk als Heilige angesehen und allgemein verehrt, nicht nur bei uns, sondern weit hinaus in Bayern bis hinunter nach Kroatien, in die Schweiz und in den Pinzgau. Sie ist also nicht eine lokale Heilige gewesen und es ist nicht so eine kleine Sage, sondern die Existenz dieser Frau ist sicher vorhanden gewesen. Sie hat Bedeutung gehabt, denn die Leute haben etwas von ihr gewußt und sie hatte Einfluß auf die Leute. Notburga war nicht so eine versteckte Heilige, die man am Schluß halt doch entdeckt hat. Sie war so bekannt, daß man sie im 15. Jhd. zur 1. Patronin der Kirche gemacht hat, Rupertus rückte an die 2. Stelle. Die Leute verehrten sie einerseits als Patronin der Unselbstständigen, also der Dienstboten und Tagwerker, die keine Bauern waren. Für

sie, besonders für die Dienstmägde war es wichtig, daß es hier eine Patronin gegeben hat, die auch von den Bauern und den anderen anerkannt war und dadurch ihre eigene Position gebessert wurde, sowie die Stellung der Frauen in der Kirche durch die Verehrung Mariens ja auch verbessert wurde. Notburga ist in vielen Anliegen verehrt worden, man hat Erde mitgenommen vom Friedhof von Eben, man hat das Wachs der Kerzen mitgenommen, die da gebrannt haben vor ihrem Altar und hat es als heilkräftig aufgelegt bei vielerlei Krankheiten bei Mensch und Vieh. Vor allen Dingen als Frau und als Beschützerin der Landwirtschaft - mit dem Hl. Isidor war sie dann in der Barockzeit das große Bauernpaar, das überall verehrt wurde - und als Patronin der Unselbstständigen und der Armen. Die Armenpflege - da komme ich wieder auf die Rottenburger - hat schon eine Rolle gespielt: die Herren waren zur Armenpflege verpflichtet. Wenn sie dazu nicht bereit waren, war das ein Makel ihrer Persönlichkeit. So ist es interessant, daß Heinrich von Rottenburg (es muß der Sohn des Dienstgebers der Hl. Notburga gewesen sein, vielleicht war er es auch noch selbst) 1338 im Kloster Georgenberg 2 Jahrtage für seine Familie gestiftet hat und bei jedem dieser Jahrtage eine Ausspeisung für 500 Leute mit Brot und Käse. Es gab sonst nirgends Stiftungen in solchem Ausmaß. Man hat das Gefühl, daß die Rottenburger aus der Notburgageschichte etwas gelernt haben, daß also doch die Fürsorge für die Armen Aufgabe der Herren war, denn ohne Gott hätten sie ja auch keinen Rechtstitel gehabt für so etwas. Die beiden letzten Rottenburger haben eine Riesenstiftung gemacht für sehr viele Kirchen in Tirol, natürlich auch für Eben. Man hat das Gefühl, daß es kaum ein Adelsgeschlecht gibt, das so sehr auf die Armen schaut, weil es sich vielleicht einmal gegen die Armen versündigt hat.

Die Verehrung der Hl. Notburga verbreitete sich weiter, nur hatte man keine Reliquien. So wurde dann 1718 im Altarraum nachgegraben und es wurde nur ein Skelett gefunden. Es gibt Leute, die sagen, es sei das Skelett eines bayrischen Adligen, was aber sicher nicht richtig ist, sondern es sind die Gebeine der Hl. Notburga; denn daß sie hier begraben ist, weiß man, sonst hätte ja der ganz Kult hier in Eben keinen Sinn gehabt. Man hätte dann genauso gut sagen können, wir verehren die Hl. Notburga in Rattenberg oder drüben in Buch, wo Rottenburg dazugehörte. Man ließ sich dann aber noch Zeit, man hatte es nicht so eilig. Es wurden nun die ausgegrabenen Gebeine untersucht, worüber es einen Bericht der Kommission, die bei der Ausgrabung dabei war, gibt. Aber erst 1735 hat man in einer großen Prozession die Gebeine nach Schwaz überführt.

"Als nun hier auf Nachmittags um 2 Uhr herum alles zur Abreiß veranstaltet worden ist dieser heilige Schatz mit einem zierlich gestickten Tuch umhüllt, obenauf mit einem großen Blumen- und fast durchgehends mit anderen Kränzen und Zierathen überhäuffet unter einem Himmel mit vorhergehenden Kirchen-Fähnen eine halbe Stunde bis zu der Land-Strassen am Käsbad von Ihre Bischöfliche Gnaden (vom Bischof von Brixen) und der gantzen zahlreich anwesig, zum Theil auch schon oben eingeführten Geistlichkeit, obigen Adels- und Gerichts-Herrschafts-Personen mit brinnenden Kerzen unter zierlichem Geläut der Gloggen mehrbeschribner Kirchen begleitet worden. Die heilige Gebein wurden fast durchauß von



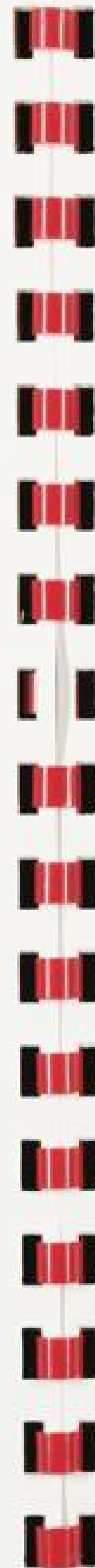
Geistlichen auch zum Theil Hochwürdigisten Schultern (vom Bischof) unterstützt bis nacher Schwatz fortgetragen.

Anfänglich unter obigangesehlicher Begleitung, mehr als gantze Stund den rauhen Käsbach herab (das weiß man ja, wenn man früher einmal mit dem Fahrrad hinuntergefahren ist) zu Fuß beehret, bis diese holdseelige Bürd eben unter jenem Lindenbaum niedergesetzt worden, wo Vermög der Histori und Tradition die Ochsen mit ihrem heiligen Leib geruhet haben sollen. (Da stand bis vor einigen Jahren in Jenbach die Schalserkapelle.)"

Nun hat man die Knochen den drei Gräfinnen Tannenberg in Schwaz übergeben. Die Tannenberg waren die großen Gerichtsherren, ein reiches und kinderreiches Geschlecht - aber diese drei hat man nicht an den Mann gebracht, die waren ledig. Sie haben sich sehr viel mit solcher Schmückung von Heiligenskeletten beschäftigt. Z. B. auch das Anderl von Rinn haben sie mit Samt und mit echten und falschen Edelsteinen geschmückt. Diese drei Gräfinnen mußten schwören "zu Gott und allen seinen Heiligen, daß sie von dem heiligen Gebein nichts entziehen, kein anderes oder frembdes Gebein in solche einrücken und dieselben auch von anderwärtiger Entziehung oder Verunehrung bewahren werden." Es ist nicht so, daß die gesagt haben, da fehlt eine Rippe, da tun wir einfach eine hin, wie manche Forscher meinen, sondern man hat da genau geschaut. Nach drei Jahren war das Skelett beisammen und ist 1738 wieder in einer feierlichen Prozession von Schwaz heraufgebracht worden. Dabei wurden große Festlichkeiten veranstaltet, man hat z. B. den Kaiser Maximilian in der Glorie dargestellt.

Warum - weil der Kaiser Maximilian 1515 die Kirche neu bauen ließ, wovon heute noch der Altarraum im Äußeren erhalten ist. Der Zug war begleitet von acht Genien mit den Symbolen der Hl. Notburga, einem Prunkwagen der vier Stände Tirols. Im Galawagen stand aufrecht das Skelett der Notburga. Warum 1738? Weil 1737 die neue Kirche fertig erbaut war. Darauf mußte man warten, bis die ganze Ausstattung da war. Und diese Kirche ist sicher eine Juwel! Nicht weil es da jetzt einen Verein gibt, der die Kirche renoviert, sondern es ist ein hervorragender Bau und die Innenausstattung ist wirklich hervorragend. Die Stukkaturen sind wahrscheinlich von dem gleichen Meister, der die Fiechter Stiftskirche ausgestattet hat. Der Schwazer Maler Georg Höttinger hat die großen Wunder an die Decke hinaufgemalt, das Hobelspanwunder, das Sichelwunder, die Ochsen und die Ankunft der Leiche in Eben.

Die Hl. Notburga ist also eine wichtige Bezugsperson für alle Dienenden gewesen und hat als solche neben der Madonna und der Mutter Anna eine besondere Rolle bis in unsere Zeit herauf inne. (1965 war eine Wallfahrt von 5000 Bäuerinnen in Eben!) Daneben gibt es natürlich in einem solchen Wallfahrtsort, der ja weit bekannt ist, noch andere Kirchen: die Marienkirche, die Kapelle beim Fürstenhaus, die Fischerhauskapelle, die heutige Holzmeisterkirche in der Pertisau, wo auch eine andere Kapelle ist; in Hinterriß eine Kirche, die Kapelle der Barmherzigen Schwestern in Eben, mit den schönen Glasgemälden der Malerin Chryseldis. Man darf nicht vergessen, daß der Fremdenverkehr nicht nur eine weltliche Angelegenheit sondern auch eine der Barmherzigen Schwestern war, die hier Sommerfrische gemacht haben (und machen).



Weil wir jetzt von Hinterriß gesprochen haben, möchte ich auf etwas hinweisen, das die wenigsten wissen, die nicht von hier sind, nämlich, daß ein guter Teil von Hinterriß zu Eben gehört. Vor allem die Kirche und das Schloß. Die Hinterriß ist ja eigentlich nur eine Sommersiedlung gewesen. Man hat im Jahr 1825 gezählt, da waren in der Hinterriß im Sommer eine Unmenge Leute: 350 Almknechte und Holzfäller, im Winter nur 18 Leute. Heute ist man ja nicht einmal sicher, ob im Winter 18 dort sind. Zuerst wurde von Lenggries, von Bayern aus, im Sommer ab und zu eine Messe gehalten. 1757 wurde ein Priesterhaus mit der Kirche erbaut, 1759 eine große Stiftung gemacht, so daß die Franziskaner die Kuratie dann übernommen haben.

Das Weltliche bei der Hinterriß ist die Jagd. 1839 hat der Fürst Karl von Leiningen in Deutschland die Jagd gekauft. 1855 kaufte er die Jagd in der Eng dazu, 1848 wurde das Jagdschloß gebaut, ein hübsches, neugotisches Gebäude. Dann ging ihm das Geld aus. 1859 verkaufte er an den Herzog Ernst Sachsen-Coburg. Die Coburger haben heute noch die Jagd. Sie machten sich allerdings gleich unbeliebt, weil sie 22 Almen aufgekauft haben, um die Jagd zu erweitern. Es ist interessant, wie sehr nun der Wildstand durch diese großen Herren gestiegen ist. 1860 waren 35 Hirsche und 650 Gamsen - 1900 waren schon 1200 Hirsche und 3500 Gamsen. Man hat also die Almen beseitigt und immer mehr Platz für das Wild gemacht, weil die Jagd ja doch etwas Hochherrschaftliches war.

Aber die Jagd ist nicht nur eine Hinterriß-Angelegenheit gewesen, sondern auch eine des Achensees. Ein guter Teil des Sees gehört ja den Ebenern. Die Jagd am Achensee und die Fischerei hat dem Kloster Georgenberg gehört, weil ihnen ja auch der ganze See gehörte. Sie haben aber nicht immer selber gejagt. 1411 hat der Landesfürst, Herzog Friedrich mit der leeren Tasche die Jagd gepachtet und 1466 sein Sohn der Herzog Sigmund die Fischerei. Sigmund hat ihnen etliche Fuder Salz aus Hall alle Jahre als Pacht spendiert, um auf dem See Kurzweil zu treiben und zu fischen. Das war sehr viel, Salz war sehr teuer. Er hat auch das erste Fürstenhaus erbaut.

Kaiser Maximilian schreibt in seinem Fischereibuch (1504) über den Achensee: "Der hat sonder gute und wohlgesmach visch innen für kunig und fürsten als nemblich sebling, aschen, rencken, hechten, präxen, ruten, persing, hasselen und phrillen" (die Phrillen waren sicher nicht das Beste) "Und ein landesfürst mag von solhem see lust und nutz haben."

Er hat fischen lassen und die Fische, ausgenommen im Hochsommer, nach Innsbruck auf den Hof bringen lassen - lebend in Panzerln, und man mußte sich beeilen, daß sie bis Innsbruck frisch blieben. Ganz interessant ist auch: "Die vische, die sonst das gantz jar frisch und grün haben, ausgenomen, die im laich seinen, der sich anhebt umb sand Niclastag und wert ungeverlichen acht tag nach weihnechten. So steen die in die hail (Hege) und mag die in viertzehen tagen nit fachen." Es war also nicht so, daß jeder aus dem See herausgeholt hat, sondern man hat auch geschaut, daß die Nachzucht bleibt.

Nun ist es dem Maximilian nicht nur ums Fischen gegangen: "Item ein landesfürst mag auch selbs sonder lust auf solhem see haben, dann er sol

seine vischer die selbling, aschen und renckhen mit der segen (Netz) vischen und ziehen lassen, mag auch dartzu zwei gejaid thun, hirschen und gembsen, dann die hirschen von beden gepirgen an denselben see laufen." Man hat also die Tiere meist zum See heruntergetrieben und sie dann im See erlegt.

"Und so er nu solh gejaid und vischen verpracht, mag er alsdann mit seinem hofgesind ein panget im vischerhaus haben." Er war also der erste, der im Freien ein Bankett veranstaltet hat, ein Picknick, wie wir heute sagen würden. Maximilian war also nicht nur fürs Fischen und Jagen, sondern auch zur Unterhaltung am Achensee.

Die Habsburger haben immer große Jäger gehabt. Der Nächste war dann schon Erherzog Ferdinand II., der Gemahl der Philippine Welser, der das Fürstenhaus von dem italienischen Meister Riva neu erbauen hat lassen. Auch eine Flotte ließ er bauen von einem Meister names Gregorius. Und zwar: das Leibschiff für ihn, mit 14 Rudern und einem Segel, das Leibschiff der Gattin, zwei Rennschiffe, auf denen man besonders schnell gerudert hat, das Schiff der Edelleute, das Kuchenschiff, das Kellerschiff, wo der Wein kühl gehalten wurde, ein Schiff für die Ratsherren, das Schiff des Forstmeisters usw. Eine ganze Flotte, die am Achensee herumgesaut ist.

Die Bauern hatten allerdings mit der Jagd nicht immer eine Freude; weil man bei diesen Jagden überall durch Wiese und Feld ist; so wollten sie diese Tiere viel lieber weg haben. Nach dem Tod des Erzherzogs Ferdinand haben die Bauern, wie nach jedem Tod eines Landesfürsten, alles Wild kurz und klein geschossen. Da fragte niemand nach Jagdrecht, und bis der Landtag wieder dem neuen Landesherren gehuldigt hat, war tabula rasa gemacht. Der Pfleger im Gericht Rottenburg, beklagte sich 1596 im Jänner, knapp nach dem Tod des Erzherzogs, bei der Landesregierung bitter:

"Zu berichten, das die paurn gemain nit allein die Bauern, sondern auch sowohl Schmelzer, Knappen, Handwerker, Tagwerker und Herrendiener nichts mehr auf die Obrigkeit geben wollen. Legt ein Obrigkeit einen Bauern in die Keuche (Gefängnis) so laufen sie zusammen und sagen, sie wollen voneinander nicht lassen. Habe ich im verschinen Herbst den Lienhard Wolfert vom Schlitterberg und seinen Nachbarn wegen einer Hirschteilung (d.h. sie haben einen Hirsch geschossen) in die Gefängnis gehabt... Da liefen die Bauern im Achental zusammen und kamen zu mir vor das Pfleghaus und ich liess sie mit Gelübde (nicht mehr zu wildern) frei.

Vor 14 Tagen haben sich viel Schützen in der Pertisau versammelt, Schwazer, Vomper, Stanser aus dem Gericht Kropsberg und Pertisauer und haben viel Wildprat gefällt. Sie jagen sogar am See. Dabei haben sogar die fürstlichen Fischer Jakob Prantl und der Georgenberger Fischer mit ihren Schiffen tapfer geholfen, auch Simon Praxner und sein Sohn, sonst notige Tropfen, die von fürstlicher Durchlaucht besoldet sind. Am 17. des Monats bin ich zur Gerichtsverhandlung in das Achental geritten. Sie sagten ich solle mich vorsehen, denn in Eben warten die Schützen auf mich und verlangen den Simon Praxner aus dem Gefängnis zu entlassen. Sie wollten, wenn ich nach Pertisau käme, aus dem Gerichtsboten einen Hirschenscheich machen (das heißt, sie hätten ihm ein Geweih aufgesetzt). So mußte ich den Praxner freilassen. Am vergangen Dienstag haben Etliche in der Pertisau

einen gehörnten Hirschen geschossen, den sie bis nach Jenbach hinab verfolgten. Der fuggerische Holzknecht Huber, ein Bauernsohn aus Eben schießt den Hirschen vor einem Haus und traf dabei den Hausbesitzer im Arm. Das Wildprat verkaufen sie in Schwaz."

So war das.

Dann kam der nächste Landesfürst, Erzherzog Leopold V. um 1630. Das war auch ein begeisterter Jäger, der einmal Kaiser Ferdinand eingeladen hatte. Als der jagte, prallte eine Kugel am Felsen ab und fiel auf die Jagdtasche des Kaisers. Gott sei Dank, sonst wäre er schwer verwundet worden. Erzherzog Leopold hat diese Jagd mit dem Tode gebüßt. Er hat sich erhitzt und etwas getrunken; er kam nur mehr bis Schwaz, wo er im heutigen Rathaus schnell verstarb. Nach dem Tod vom Leopold kam noch sein Sohn, Erzherzog Ferdinand Karl. Das war auch ein eifriger Jäger, d.h. nicht er, sondern seine Frau. Sie war eine Medici aus Florenz, eine besonders eifrige Jägerin (Jägerinnen soll es heute ja auch geben!). Sie ist 1652 zum Achensee gekommen. Das war die letzte Hofjagd. Da schreibt der sie begleitende Amtmann: "Am 20. Juli kamen sie nach Pertisau, alwo neben etlich wenigen Bauern - zwei fürstliche Jägerhäuser steen, aus Holz erbauet, da sich dann zu verwundern war, bei so engen Raum und Platz eine so starke Hofstatt. Am 22. Juli sind Ihr Durchlaucht über den See auf ein Jagen gefahren, bei welchem ein Hirsch die Flucht über das Wasser genommen und von unsern gnedigen Frauen (Erzherzogin Anna) geschossen ist worden."

Über diese Begebenheit hat dieser Höfling noch ein Gedicht gemacht. Es ist das älteste Gedicht über den Achensee:

"Wo der stolz Achensee seine Wellen ergießet
und mit dem dann der Berge das Ufer beschliesset,
darbei auch sie die Berg so hoch sie herumgehn
so tief und umgestürzt (spiegelbildlich) im Wasserspiegl stehn.
Da kam ein edler Hirsch in den See hineingeloffen,
er da statt erhoffte Flucht den Tod hat angetroffen,
doch hielte er sogar den Tod für ein gewinn
weilen selben ihm gebracht die schönste Jägerin...)"
Ob er sich wirklich so freute, weiß man nicht.

Dann kam 1665 Tirol zu Österreich und damit wurde 1667 die Jagd verkauft und die Wilderer wurden freigelassen. Der Kaiser in Wien hatte keine Zeit zur Jagd. Schließlich haben dann die Georgenberger im Jahr 1775 die Fischerei um 3000 Gulden zurückgekauft, weil niemand mehr gewußt hat, daß sie eigentlich ihnen gehört hat. 1848 war der letzte hohe Herr hier, Kaiser Franz Josef, wenige Wochen bevor er Kaiser wurde. Er hat mit dem Graf Enzenberg in der Gramai drei Gemsen geschossen.

Damals ist der Kaiser noch mit der Kutsche über den Kasbach heraufgefahren. Jetzt sind wir bei der Straße. Die Straße war ein schwieriges Kapitel. Der Achensaß hat nur eine beschränkte Rolle im Verkehr mit dem Ausland gespielt. Der erste Saumweg ist von Wiesing heraufgegangen bis zur Kirche von Eben, dem Felsen entlang. Die Älteren werden sich noch erinnern, wie diese Straße war. Meistens hat man die schweren Güter schon

heroben beim Seespitz umgeladen und ist auf Pletten über den See gefahren und hat dann in Scholastika wieder aufgeladen, denn die Straße am See entlang war eine lebensgefährliche Straße. 1320 hat man statt der Wiesinger Straße den Karrenweg über den Kasbach gemacht mit einem Zoll beim Seehof, weil ja jemand die Straße auch erhalten mußte. 1506 wurde sie groß ausgebaut. Warum? Weil der Schwazer Bergbau und die Jenbacher Hüttwerke das Holz aus dem Achenental brauchten. Einerseits als Holzkohle, andererseits als Abstützung für die Stollen. Da hat man nun plötzlich die Straße groß ausgebaut, aber nicht weiter nach Bayern, sondern nur um das Holz herabzuliefern. 1532 wurde sie noch einmal verbessert. Später hat man dann aufgehört. Da die Protestanten in Deutschland einpaarmal gefährlich an der Grenze waren, ließ man die Straße lieber als Saumweg.

Es wurde auch eine große Festung gebaut, die heute zwar nicht mehr besteht, von der es aber noch alte Aufnahmen gibt. In der Nähe von Scholastika, wo es ganz eng ist, war die Klause, die man verteidigen hätte können. 1797 bis 1809 sind am Achenpaß und in der ganzen Umgebung die Tiroler Schützen, vor allem die Schwazer, immer gestanden und die Bayern sind hier auch nicht hereingekommen.

Erst 1850 hat man die Straße neu gebaut und eine Postlinie von Schwaz nach Kreuth - aber immer noch über den Kasbach - gemacht. Alles ging damals von Schwaz aus.

Die Straße wurde gemacht, weil es jetzt einen Fremdenverkehr gab. Der Fremdenverkehr ist nicht mit dem Fremdenverkehr im Ötztal oder sonst irgendwo zu vergleichen. Der Fremdenverkehr am Achensee hat nur ein Gegenstück, das ist die Kur in Meran. Beide sind um 1850 entstanden. In Meran und Gries bei Bozen machte man die Traubenkur. Das konnte man hier zwar nicht, aber die Ärzte entdeckten, daß hier ein Reizklima ist. In der Höhe von etwa 1000 m Höhe ist für den Großstädter, der meistens bei hundert Metern Meereshöhe lebt, dieser Klimawechsel ein Reizklima, das seine Herztätigkeit anregt. Das wäre doch etwas, was man unseren Ärzten heute auch wieder sagen könnte. Jedenfalls war das damals die große Sache und der Achensee ist das erste Fremdenverkehrsgebiet in Nordtirol gewesen. Die älteste Nachricht von den Achenaler Wirten, noch vor dem Fremdenverkehr, ist ja nicht sehr freundlich. Im Jahr 1533 hat König Ferdinand I. erklärt: "Da wir vernehmen, daß die Gastwirt im Achenental die durchziehenden Gäste mit ungebührlichen Zehrungen (Rechnungen) beschweren und zu nächtlicher Zeit Spiele und andere ungeziemende Sachen gestatten, befehlen wir dies sofort abzustellen."

Aber das war noch lange hin bis 1850. Neben des gesunden Reizklimas war es der Bayrische König Ludwig II. mit seiner Romantik für die bayrischen Voralpenseen, die bis herein zum Achensee reichte. Er hat von der seelischen Seite her dazu beigetragen, daß der Fremdenverkehr aufgepulvert wurde.

Die ältesten Gasthäuser waren sicher das Fürstenhaus, das hat schon bestanden, Scholastika und der Seehof, die dem Kloster Fiecht gehörten. Das Kloster hatte damals den sehr fremdenverkehrsinteressierten Abt Wildauer. 1851 hat man den Fürstenhof in ein Hotel umgewandelt. 1865 wurde sogar

eine Badehütte aufgestellt, allerdings nur für Männer. Da waren die Pater in Fiecht doch ein wenig "gschamig". Die ersten Beschwerden gibt es schon 1873. Es heißt: "Die Saison war heuer in der Pertisau trotz der Ungunst der Witterung sehr belebt. Das Fürstenhaus konnte oft die Zahl der Gäste nicht fassen, manchmal suchten Fremde, die abends ankamen, ein Nachtlager auf dem Heu bei den Bauern, die sich dafür bezahlen ließen, als wärs ein Bett im Hotel. Überhaupt machen die biederen Alpler oft recht unverschämte Forderungen. So läßt sich der Senner auf der Alpe Gem am Fuß des Plumserjochs für eine Kaffeeschale Milch 10 Kreuzer, das sind 2 Silbergroschen, bezahlen. Die Gesellschaft in der Pertisau war nicht immer sehr gewählt; bisweilen sah es aus, als hätten sich die dümsten Männer mit den häßlichsten Weibern ein Rendezvous gegeben. Manchmal sah man österreichische Mandarinen (da sind die Hofräte gemeint) auf deren Köpfe als Modelle für Tabakspfeifen das Ministerium, welches sie anstellte, ein Patent nehmen mag. Doch fehlte es auch nicht an Celebritäten (also an vornehmen Leuten), wir erwähnen den Violinvirtuosen Joachim aus Berlin.

Das Fürstenhaus bewahrte im ganzen seinen Ruhm, nur genügt die Zahl der Dienerschaft nicht mehr und begegnet man Spuren des allmähigen Verfalles. Eine sehr lächerliche Prüderie ist, daß die Damen nicht schwimmen dürfen, obwohl ihre Badekleider dezenter sind, als manche Ballanzüge. Ein wahrer Scandal sind die Bettlerschaaren von Jenbach an bis Pertisau. Sogar beim Essen ist man vor diesen ekelhaften Gestalten nicht sicher; jüngst leckte eine Bettlerin die bei Seite gestellten Teller ab. Der Ausländer erhält da gleich ein interessantes Bild der österreichischen Zustände; von den Gemeindevorstehungen, welchen die Polizei obliegt, ist keine Abhilfe zu erwarten. Befremden muß es, daß weder die Bezirkshauptmannschaft, noch die Statthalterei den Unfug steuert. Ebenso wurden die harmlosen Wanderer öfters durch einen wilden Stier erschreckt; als man bei der Besitzerin Beschwerde führte, erwiderte sie naiv: Miar thuet er nix!, damit ist freilich nicht geholfen, anderswo würde man für die öffentliche Sicherheit besser sorgen.

Zum Schluß noch etwas von einem Volkspoeten. Er läuft gerade in seinem Zwilchkittel vor meinem Fenster vorbei. Das ist der Melcher Seppel, ein lustiger Bua, der in einem Liedl die Dirndl zum Messen der Waden einladet und übrigens auf einer selbstverfertigten Harfe allerlei Schnaderhüpfel, die er in müßigen Stunden gedichtet, zum Besten giebt."

Jetzt wißt ihr, wie das so vor hundert Jahren im Fürstenhaus zugegangen ist.

1918 haben die Georgenberger wohl in der schwächsten Stunde ihres ganzen Bestehens den See samt allem an die Stadt Innsbruck verkauft. Die Stadt Innsbruck hat auch nicht gerade eine starke Stunde gehabt und hat ihn der Tiwag verpachtet. 1979, das wissen alle, ist das Fürstenhaus neu gebaut worden.

Das Zentrum des Fremdenverkehrs war immer Eben, das darf man nicht vergessen, ich will die Nachbarn nicht beleidigen, aber es war immer Eben. 1890 waren schon 3500 Fremde da, 1918 waren es 9800. Wenn man bedenkt, daß damals keiner ein Auto hatte, jeder ist mit dem Zug oder mit der Kutsche gekommen, dann waren das viele. 1929 waren es in Eben schon über 16000, 1941 66000, da hatten die Deutschen wieder leichter Geld, weil

sie mit den Mark gekommen sind (in Achenkirch waren es damals 16000), 1980 in Eben 805000 Übernachtungen (in Achenkirch 339000).

Der Verkehr hat sich durch den Fremdenverkehr entwickelt. 1852 wurde eine private Stellwagenlinie eingerichtet, 1872 die Post zuerst in Pertisau, im Fürstenhof, das war berühmter als Maurach. Seit 1911 gibt es das Postauto. Dann kam die Bahn: Abt Wildauer hat sich auch für die Bahn interessiert. Drei Jahre lang hat es gedauert, bis von Wien die Bewilligung des Projektes gekommen ist. Dann wurde mit einer Magdeburger Firma gebaut. Ing. Schröder leitete den Bahnbau. Am 1. Nov. 1888 wurde der Bau begonnen und am 15. April des folgenden Jahres war die erste Fahrt! Über den Winter wurde gearbeitet - das muß ein milder Winter gewesen sein! Im ersten Jahr hatte die Bahn schon 23000 Gäste. Die Idee war, die Bahn nach Tegernsee zu verlängern, das kam aber nicht zustande.

Das zweite Verkehrsmittel war, ebenfalls durch den Fremdenverkehr hervorgerufen, die Schifffahrt. Auch da spielten die Prälaten von Fiecht eine große Rolle, auch bezahlten sie jetzt selbst. 1887 wurde in Linz auf der Schiffswerft die St. Josef gekauft. Das war noch ein schwieriges Kapitel. Damals gab es ja keine Bahn. Man brachte die Teile des Schiffes über den Kasbach mit Fuhrwerken herauf, dann wurden sie in Pertisau zusammengebaut. In Buchau war ein Kohlenmeiler und so wurde der Kessel dort mit Holzkohle beladen, weil das leichter ging. Am 27. Juni 1887, nur ein Jahr vor dem Bahnbau, war die Jungfernfahrt. Das Schiff faßte 120 Personen. 1889 ließ man das Dampfschiff St. Benedikt ebenfalls in Linz bauen, mit Platz für 200 Personen. Es wurde 1958 abgewrackt. 1911 kam noch das Motorschiff Stella Maris mit 400 Plätzen, das ist die jetzige Innsbruck. Der Benedikt wurde nach 1958 neu gebaut. Die durchschnittlichen Besucherzahlen sind bei der Schifffahrt 120000, das ist schon eine ganz schöne Zahl für die tirolische Gebirgsmarine.

Jetzt haben wir noch die Gewerbe. Da gab es neben den Bauern natürlich die Fischer und vor allem die Holzfäller und die Flößer und das Dirschenöl. Das Steinöl wurde hier gewonnen. Es gibt schon 1782 eine genaue Beschreibung, wie dieses Öl gewonnen wird und zwar ganz einfach, indem man einen Hafen voll von dem sogenannten Stinkstein umdrehte und dann von unten her feuerte. Wegen des Bergwerkes in Schwaz und wegen der großen Schmelzhütten in Jenbach hatte man kein übriges Holz. Die Wälder waren damals ganz übel verhackt. So war es nur erlaubt, daß ein Bauer 12 Wochen lang im Jahr brennt. Da gewann er 3 Zentner Öl und bekam dafür 36 Gulden, das war nicht sehr viel, aber immerhin war es etwas und man hatte etwas und was machte man damit? "Heilmittel für Sand und Gries (d. h. für Gallensteine) in welchem Falle man ein paar Tropfen mit frischem Wasser des Tages zweimal etliche Tage hintereinander eingibt. Oder bei hitziger Krankheit, nach einem jeden Trunk, bei frischen Wunden oder vom Hauch giftiger Tiere (das sind die Schlangen), auf welche man das Öl anstreicht. Wenn man es mit ungelöschtem Kalk und ein wenig Baumöl vermischt, dann gibt es ein gutes Pflaster gegen alle Hautschäden."

Verhandelt haben das aber nicht die Achantaler, sondern die Zillertaler. Die haben das Mithridat als Heilmittel mit allem möglichem anderem vermischt und sind in ganz Deutschland herumgesaust; sie machten das große Geschäft. Um 1900 hat dann Martin Albrecht von Eben das Ölbrennen neu begonnen in der Tiefenbachalm mit zuerst noch 4 Kesseln. Er war der erste, der mit dem Ölschiefer auch geheizt hat. 1930 übernahmen seine Söhne die Ölbrennerei und verbesserten den Betrieb durch den Bau der Materialseilbahn.

Wir kommen jetzt zum Schluß. Über die Gemeinde selbst ist nicht viel zu sagen - soll eine Verwaltung sein. Schon 1427 war eine Schranne Eben, gemeinsam mit Wiesing und Jenbach. Alle Dinge, die nicht Kriminalfälle waren, sind hier heroben an der Dorfllinde verhandelt worden, dazu mußten auch die Jenbacher und Wiesinger herauf. 1530 war es eine Hauptmannschaft, Bürgermeister ist ein späterer Name. 1811 unter der Bayernzeit ist es eine Gemeinde geworden, 1891 sogar eine Pfarre, obwohl schon seit dem 15. Jhd. ein Priester da war, 1910 waren 612 Einwohner.

Am Schluß will ich, weil die hohe Geistlichkeit da ist, auch etwas Positives über die Ebener und über die Achantaler sagen. Beda Weber schreibt 1838: "Die Bewohner dieses Thales sind im Allgemeinen gute, liebenswürdige Menschen. Mit Vergnügen bemerkt man an ihnen ein gewisses offenes Benehmen in ihrem Reden und Thun, herzliches Wohlwollen gegen Nachbarn und Fremde, Frohsinn bei schwerer Arbeit und beim Bohnenbrote, und einen in das Lebensmark eingedrungenen religiösen Geist."